

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 21.

Samstag, 25. Januar.

1930.

(3. Fortsetzung.)

Via.

Von Walter von Nummel.

(Nachdruck verboten.)

Die Sonne stand schon hoch, als das Boot näher ans Ufer heranstrebte und mit scharfer Wendung in eine buschumschlossene Bucht einfuhr. Glatt und regungslos war die Flut und langsam legte das Fahrzeug an.

Ein geräumiges, auf in den Grund gerammten Pfählen stehendes, pfahlbauartiges Holzhaus stand an der Landungsstelle. Sie stiegen aus und gingen dem Hause zu.

„Mein früherer Wohnsitz, Kapitän“, erklärte Vogt und öffnete mit ziemlicher Anstrengung das verrostete Schloß. Knarrend ging die Türe. Einige aus ihrer Ruhe gestörte, fliegende Hunde schossen Pfeilschnell über ihren Köpfen weg ins Freie, ein paar Ratten jagten eilig in ihre Löcher.

Via öffnete ein Zimmer, Limmarr und Katallog trugen einen Imbiß aus dem Boote herein.

Deern blickte erstaunt um sich. Wie ein Schiff auf der See schaukelte das Haus im Winde hin und her, die Balken knarrten und ächzten und er sah besorgt nach der Zimmerdecke, ob sie nicht im nächsten Augenblick herabstürzen würde.

„Nur keine Angstlichkeit“, lachte Vogt, „für heute hält das noch. Ob's aber nicht im nächsten Sturm zusammenbricht, möcht' ich nicht beurteilen. Es wird Zeit, Via, daß wir die Einrichtung hier in Sicherheit bringen.“

Er wies auf eine große, aus der Wand hervortretende Ausbuchtung und stieß mit seinem Stod hinein. Eine Unmenge von Ameisen stürzte aus dem Loch heraus.

„Da haben wir sie schon, Kapitän, die weißen Ameisen. Sie sind der schlimmste Feind unserer Häuser, fressen von innen heraus die Balken zusammen, bis das alles wie Zunder zusammenbricht.“

Er nahm eilig einige Bissen zu sich und erhob sich wieder.

„Frühstüdt nur ruhig weiter, Ihr Zwei. Ich gehe nach Segu voraus.“

Er verließ das Haus und stieg rasch den zur Höhe führenden Fußpfad empor. Rüstig eilte er voran und erreichte nach kurzem eine weite Hochebene. Aus roter Erde wucherte tiefgrünes Blattwerk empor, und durch die dichte Wildnis schaute manchmal von hohem Stengelsitz eine blaue Blume hindurch. Aber Vogt sah dies alles nicht, achtlos ging er daran vorbei und hatte nur sein Endziel im Sinn.

Allmählich lichtete sich der Busch, wohlgepflegte Tarosfelder tauchten auf und zeigten die Nähe eines Dorfes an. Mehrere Mädchen und Frauen standen bis zu den Hüften in der klebrigen, grauen Sumpferde und arbeiteten unbedeckten Hauptes und Körpers in der glühenden Mittagssonne. Sie warfen einen gleichgültigen Blick auf Vogt und wandten sich wieder ihrer Arbeit zu. Einige Männer begegneten ihm und gingen mit kurzem, wenig freundlichem Gruße an ihm vorbei.

Er lenkte seine Schritte zum Hause des Königs. Es war ein einfacher, niederer Holzbau, über dem sich hoch und schlank eine prächtige Gruppe tiefgrüner Betelpalmen erhob. Dicht neben dem Hause girrten, an junge Dracänenstämmchen angehängelt, schläfrige einige

in prächtig blauen und grünen Farben schillernde Vögel. An der Längsseite waren schwere, große Steine in die Erde eingelassen. Hier ruhten die Vorfahren Feials, einer neben dem anderen, als letzter in der Reihe König Ramul. Ein junges Mädchen stand, mit der Zubereitung von Fischen beschäftigt, vor der Türe.

„Feial zu Hause?“, fragte er sie kurz in der Sprache der Insel.

Sie nickte bejahend.

„Dann hol' ihn, der Herr von Lota wartet auf ihn.“

Das Mädchen verschwand im Hause. Nach einer Weile kam es wieder.

„König Feial sitzt auf seiner Matte. Er läßt dir sagen, du mögest eintreten, wenn du etwas wünschst von ihm.“

Vogt stampfte unwillig mit dem Fuße auf und war unentschlossen, ob er der Aufforderung Folge leisten sollte. Endlich gab er sich mit einem halbblauen Fluche einen Ruck, bückte sich und trat durch die niedere Türe ein.

In einem langgestreckten Raume saß der junge König von Segu, nur mit dem landesüblichen Lendenlur aus Hibiskusbast bekleidet, auf einer gelben, handgewebten Matte.

Allerlei Hausrat, Angel- und Jagdgeräte, Beile und Speere hingen an den Wänden. Über dem Herde war ein zierlich geflochtener Speiseshrank angebracht.

König Feial, über dessen fast noch knabenhafte, regelmäßige Züge sich ein seltsamer Ernst breitete, rauchte eine mit einem Bananenblatt umwickelte Zigarette. Mit einer ruhigen, gemessenen Handbewegung lud er Vogt ein, auf einer zweiten Matte neben ihm Platz zu nehmen.

Kurz und schroff lehnte dieser ab.

„Se, Feial, sag, was soll das heißen?“, growlte er unwillig. „Du kommst nicht zu meiner Begrüßung vor das Haus. Du bleibst sitzen, wenn ich eintrete?“

„Hab' ich dich als meinen Gast geladen? Hab' ich dich geheißsen zu kommen?“

Fast müde und gleichgültig kam die Frage heraus.

„Ich habe mir selbst die Freiheit genommen und verlange die Achtung, die mir gebührt.“

Ruhig ließ Feial sein schwarzes Auge über Vogt hinweggleiten und seine schlankte Gestalt straffte sich.

„Was hat der hohe Herr von Lota mir wichtiges zu sagen?“

„Feial“, stieß Vogt finster heraus, „du scheinst vergessen zu haben, daß Ramul, dein verstorbener Vater, mein Freund gewesen.“

„Du irrst — ich habe es nicht vergessen und bedauere es jeden Tag.“

Vogt brauste auf, packte Feial an der Schulter und schüttelte ihn.

„Hüt' deine Zunge. Was willst du damit sagen?“

„Daß du meinen Vater und deinen Freund schlimm übertreibt hast. Nur hundert spanische Dollar hast du ihm für Lota gegeben.“

Forschend richtete er sein Auge auf Vogt und steckte sich langsam den hohen, fünfzinkigen Holzstamm, der

sch durch die rauhe Berührung verschoben hatte, wieder fester in sein langes, schwarzes Haar.

„Ist es so, wie ich meine, oder anders?“

Höhnisch lachte Vogt auf.

„Lota war damals auch nicht mehr wert.“

„Deine Ansicht.“

„Wenn ich was sage, ist es auch so. Busch und Ge-
krüpp hab' ich gekauft. Was Lota heute ist, hab' ich
aus ihm gemacht.“

Wütend donnerte er mit der Faust an einen Trag-
balken der Hütte, daß er erzitterte und das Palmen-
strohdach darüber rauschte.

Mit einem Bananenblatt und kurz geschnittenem
Tabak drehte Feial sich ruhig eine neue Zigarette
zurecht.

„König der Südsee nennen sie dich in Hongkong“,
begann er gelassen wieder. „Ich weiß, du bist es noch
nicht, aber du möchtest es gern werden. Ich weiß aber
auch, daß wir Inselkönige frei bleiben wollen, wie es
unsere Väter von jeher gewesen sind.“

„Was soll das alles?“

„Damit du erkennen mögest, König der Südsee, daß
ich immer noch Herr in meinem eigenen Lande bin,
habe ich meinen Leuten jeden Tauschverkehr mit dir
verboten. Vor zwei Monden war's. Und weil kein
Kanoë von Segu, keines vom Kamelut, keines von
Pulufak mehr in Lota landet, deshalb hast du mir
doch wohl die Ehre deines Besuches geschenkt. Oder
sollte ich irren, Herr von Lota?“

Erwartungsvoll streifte er Vogt mit einem kurzen,
spöttischen Seitenblick.

„Und wenn nun deine Männer kein rotes Lenden-
tuch, keinen Tabak, keine Messer und Angeln, keine
Seile und Schnüre, wenn eure Frauen keine Schüsseln
und Teller, die Mädchen keine bunten Perlen mehr
bekommen, dann wird es bald böß gären in deinen
Dörfern Segu, Kamelut und Pulufak.“

„Glaubst du?“ Ein leises, überlegenes Lächeln er-
schien auf Feials Mund. „Höre zu, wie ich zu meinen
Leuten gesprochen. Gute Freunde, hab' ich gesagt, macht
eure Augen weit auf. Schon sitzt das Messer an eurer
Kehle. Holt ihr euch weiter faul und bequem alles
von Lota, so geht es zu Ende mit euch. All die Kunst-
fertigkeit, die ihr von euren Vätern ererbt, werdet ihr
vergessen. Bald werdet ihr den Giebel eurer Häuser
nicht mehr fügen, die Balken nicht mehr bemalen, keine
Kanoë mehr zimmern können. Fort mit dem Tand des
Weißes. Haltet fest am Alten, an der Steinaxt und
am Muschelmesser. Fertigt eure Haken weiter aus
Schiltpatt, eure Schnüre aus dem Bast des Hibiskus,
webt selber eure Matten, pflanzt selbst euren Tee und
Tabak. Alles, was ihr braucht, könnt ihr euch ohne
fremde Hilfe verschaffen und herstellen. Nur wenn ihr
das tut, bleibt ihr frei! Mißtraut dem Mann in Lota.
Er trachtet nach der Herrschaft über euch.“

„Gut geredet, Siebentluger.“

„Das fanden auch die meinen, Junge und Alte,
Bornehme und kleine Leute.“

„Du sprichst wie ein Buch. Ist das dein letztes
Wort?“

„Einen Vorschlag will ich dir machen. Du ver-
sprichst, keinen Branntwein mehr an unser Volk zu ver-
schänken. Betrunknen liegt es in den Dörfern herum.
Und ferner“, er sprang auf, stand Vogt schlant und
hochgewachsen Aug' in Auge gegenüber und stockte in
seiner Rede.

„Und ferner?“

„Ferner, Herr von Lota, gibst du mir Lia, deine
Tochter, zur Frau.“

Vogt wich sprachlos zurück. Eine Zornwolke lag
über sein Gesicht. Seine Augen sprühten Feuer, rasch
ging sein Atem, leuchtend hob und senkte sich seine Brust.

„Frecher Hund von einem Kanaken“, schrie er auf.

Mit einem Sprung war Feial an einem Pfosten,
riß ein schweres, mit dicken Bakseilen gebundenes
Steinbeil herab, schwang es hoch und stürzte auf
Vogt los.

„Zurück!“ Die blanken Läufe eines Revolvers
stüßten ihm ins Auge.

Feial kannte das kleine, tüdische Ding, ließ das Beil
sinken und warf es achtlos in eine Ecke.

„Auf ein ander Mal denn“, murmelte er zwischen
den Zähnen.

Tiefe Stille herrschte in dem Raume, nur die Blicke
der beiden Männer kämpften noch miteinander.

„Ich weiß jetzt, was du sinnst“, begann Vogt wieder
mit merkwürdig leiser Stimme. „Du und treibe
weiter, was du willst. Vor Lota warn' ich dich. Wagt
du noch einmal, es zu betreten, verläßt du es lebend
nicht wieder.“

Er wandte Feial den Rücken, trat aus der Tür
und schlug den Weg nach der Landungsbrücke ein. Er
war noch nicht lange gegangen, als Deern und Lia
herankamen.

„Schon erledigt“, rief er ihnen zu. „Wir fahren
sofort weiter nach Fatafa.“

Er schritt unentwegt weiter und die beiden schlossen
sich ihm an.

„Was gab es, Vater?“, fragte Lia schüchtern.

„Nichts für dich, Mädel.“

Schweigend eilten sie bergab und bestiegen das
Boot wieder. Vogt nahm Platz am Steuer, Limmar
und Katallog zogen das Segel hoch. Das Fahrzeug
glitt durch eine Öffnung des Riffes ins freie Meer und
zog in westlicher Richtung dahin.

Auf dem Hügel von Segu stand Feial und sah
finster auf die See hinaus. Langsam schritt er wieder
zum Dorfe zurück und rief zwei seiner Leute.

„Bringt meine Kanoë in Ordnung. Wir fahren
heute nacht nach Fatafa.“

Rasch eilte Vogts Boot dahin. Groß und breit, aber
langsam und gleichmäßig rollten die Wogen dahin.
Ein stiller und tiefer Rhythmus war in der Bewegung
des Meeres. Wie die Brust eines schlafenden Riesen
hob und senkte es sich.

Es wurde eine stille Reise. Vogt schwieg weiter,
nur ab und zu fuhr er Limmar oder Katallog an, wenn
sie ihm beim Umlegen des Segels nicht rasch genug zu
Ende kamen. — Auch Deern und Lia saßen, in sich ge-
lehrt, einander gegenüber.

Wie eine duftige Wolke schwamm die Insel Fatafa,
der sie zusteuerten, in der Ferne aus dem Meere. Als
sie näher kamen, wandelte sich der blaugraue Dunst zu
hellem Grün. Wie ein auf die See hingewelter Wald-
blumenstrauch grüßte die Insel jetzt herüber.

In warmem Sonnenglanz glitt das Boot dahin.
Ein Strom von Licht und Bläue hüllte es ein und als
der Abend kam, hüllten die feinsten und zartesten
Farbenspiele um den vorwärts drängenden Kiel.

Lia warf Deern manchmal einen kurzen Blick zu,
der ihm Kunde davon gab, wie freudig sie die Schön-
heit rings empfand. Und da es nun dunkler und
dümmriger wurde, war es Deern, als ob ihr Auge hell
wie ein Stern die sinkende Nacht durchdringe.

Hinter Torobols gezackter Bergkuppe schob sich lang-
sam und feierlich der Mond herauf, eine große, dunkel-
rot glühende Scheibe, die durch allerhand schwärzliches
Gewöl, das sich an sie klammerte, ein finster drohendes
Gesicht bekam. Aber das höher steigende Nachtgestirn
stieß die dunklen Nebel bald wieder in die Tiefe, klar,
rein und mild wandte sich sein Antlitz dem Meere zu.
Und die See erschauerte, begann lauter zu raunen und
rauschen, als ob sie sich freute, sandte all ihre Kinder,
taufend neugierige Wellen zur Höhe, daß sie es alle,
alle sähen und auch ihr Teil abbekämen von dem herr-
lichen Goldbrofatgewand, das der Mutter See geschenkt
worden war.

Lia begann zu reden, erzählte seltsame Märchen
und Sagen, die ihr die Mädchen der Inseln, wenn sie
im Vollmond beisammen saßen, berichtet hatten. Ihre
Worte atmeten eine frohe, sonnige Güte. Als sie ge-
endet, bat Deern sie, weiter, noch andere Geschichten zu
erzählen, bat schon deshalb, um noch länger den hellen,
warmen Klang ihrer Stimme im Ohre zu haben.

Sie willfahrte ihm. Den Kopf leise vornüber ge-
neigt, hub sie von neuem an. Wie von den sehnsüch-
tigen Tönen einer singenden Geige fühlte er sich um-
flungen.

(Fortf. folgt.)

Andante.

Die Stunden schreiten, und die lauten Tage
Verebben an des Abends blauem Saum
In Dämmerungen einer fernern Sage,
In einem stillen märchenhaften Traum.

Auf allen Landen liegt das Silberleise
Getön der Gloden wie Verkündigung —
Und späte Vögel ziehen schlanke Kreise
Und zarter Glanz umaleitet Flug und Schwung.

Dann ist uns so, es glitten weiche Hände
Um unser Haar zu einer lieben Zeit,
Und durch der Seele blühendes Gelände
Schritt Gott im Mantel seiner Ewigkeit.

Hans Holsmann.

In einer spanischen Fonda.

Von Else Lus.

Seit 24 Stunden bin ich in einer Fonda, Freunde. Ihr wißt, was das ist, — Fonda, kleines Hotel, Gasthaus zweiter Klasse, das, was „Inn“ in England, „Albergo“ in Italien, „Bärdshuus“ in Schweden ist. Was das ist, muß man nicht erklären; aber wie das ist, habe ich selbst nicht gewußt, — bis gestern abend. Da rollte ich auf der Wanderfahrt mit meinem kleinen Wagen durch die weite Landschaft zwischen Soria und Medinaceli und fing an, mein Alleinsein zu fühlen. Die Sonne ging so schnell hinab, — plötzlich war ich auf einer grauen Straße zwischen grauen Bergen, ohne Haus und Baum, ohne Tier und Grün, ohne Leben und Laut, 20, 30, 40 Kilometer weit. 40 Kilometer sind lang im dunkelnden Herbstabend, wenn man sie zählt.

Nach einer langen Zeit sah ich Häuser, so, wie sie hier sind: eine Mauer aus Findlingssteinen und Lehm, kein Fenster nach außen, schlafend scheinbar, scheinbar unbewohnt. Etwas ließ mich anhalten, — Furcht vor der Nacht, vor Fremde und Einsamkeit. Neben einem kümmerlichen Licht stellte ich den Motor ab und versuchte mich über meiner Karte zu orientieren. Da wurde es überraschend lebendig um mich. Aus den leblosen Häusern quollen Menschen; sie flüsterten, sie fragten, — ich fragte zurück: „Eine Möglichkeit, hier zu übernachten?“ „Si, si! Eine Fonda! „Eine Garage?“ „Si, si, in der Fonda! Ich fuhr auf dem ersten Gang, ich fuhr Schritt mit schleifender Kuppelung in steter Sorge, jemand zu gefährden; vor mir, hinter mir, rechts und links drängten die Leute: Mütter mit schlafenden Kindern im Wolltuch, Kinder mit blassen Gesichtern. Viele Hände auf meinem Wagen, viele Füße vor meinen Rädern, — so zog ich in die Fonda ein, über eine Brücke in eine winzige Gasse, eng, mit rutschendem Lehmbohlen. Nun öffnet man ein Scheunentor, ich muß wenden, aber ich kann es nicht, denn die Männer stemmen sich gegen den Wagen. Einer kommandiert, einer stößt beschwörende Rachenlaute aus, einer schwitzt vor Freude. Dieser ist der Wirtsohn aus der Fonda und bucht den Triumph der Stunde für sich, nachdem er eine Inglesa mit ihrem Auto in sein Haus gebracht hat. Das kann ich hier niemand ernstlich ausreden, daß ich Engländerin bin. Nur Inglesas sind blond, schlant und groß, nur sie fahren mit BMW-Wagen allein durch die Welt!

Seit 24 Stunden bin ich in der Fonda der Biuda de José Modrego. Die Wirtin ist eine stattliche Frau, rund und klein, gutmütig und öduftend wie ihr Haus. Ihr Sohn heißt Joaquín, strahlt, läuft um mich herum, legt Dedes auf das Auto, pumpt die Windschutzscheibe und gießt zu viel Wasser in den Kühler. Er ist lange nicht rasiert und wäscht sich selten die Hände; sein auf der Brust offenes Hemd hat unergründliche Farben. Anders dagegen seine Schwester Carmen. Es tut mir leid, aber was kann ich dafür, sie heißt wirklich so! Carmen ist jung und lustig, klein und rund wie die Mutter, geachtet, dauergewollt und ein sauberes Mädel. Sie belauert mich, sie will lernen, sie fragt von morgens bis abends, ihre Phantasie arbeitet, und innerlich ist sie entsetzt über meinen Wagemut. „Una mujer sola.“ Das scheint ihr das Schlimmste: eine Frau allein.

Mein Zimmer in der Fonda ist ein Staatsgemach der Beletage mit vielen weißverhangenen Stühlen, Balkon und zwei Bettstücken, die eine solide Zwischenwand voneinander trennt. Zwei solcher Gastzimmer hat das kleine Haus, vier Gäste können dort wohnen, nicht mehr. Heute aber hat die Fonda ihren großen Tag, denn der Zufall will, daß an diesem Abend ein Achtzylinder mit drei Herren aus Bordeaux vor dem Orte stehen bleibt. Das Auto steht denn auch bald hochmütig neben dem meinen in der Scheune, und Joaquín verhandelt mit den Insassen. Ein drittes Bett? Ja, aber. Ein zweites Gasthaus? Nein. Man erörtert eingehend den Situationsplan, sieht die Zimmer an, berät. Aber Inglesas müssen etwas sehr Moralisches an sich haben, ich bleibe allein. Ich sinke in ein famoses Bett mit Bauernleinen und

weißen Wolldecken. Sauber ist es um mich herum, die Wände sind waschblau getüncht, der Steinboden mit Chlor geschrubbt (was meiner Nase nicht gefällt), Heiligenbilder schauen mich tröstlich an, und der Balkon geht auf die Gärten hinaus, allerdings auf dem Umweg über den Stall.

Als ich mich in der Fonda zu Tische setze, ist die Gaststube ausverkauft. Männer um jeden Tisch und auf jedem Stuhl, keine Frau. (Die Frauen sitzen draußen in der Küche bei der Witwe Modrego.) Sie haben Hüte auf, Sport- oder Bastenmützen, und nehmen sie niemals ab, nicht beim Essen, nicht zum Gruß. Die laute Unterhaltung verstummt, während man mir serviert. Man serviert mir mit Feierlichkeit und unter Beobachtung vollendeter Formen sechs Gänge. Entflieht dem Palasthotel der Stadt, sucht das Idyll auf dem Lande, Freunde, in Spanien wird euch auch noch im Idyll jene Grandesa begegnen, die dem ganzen Volke eigen ist. Joaquín dirigiert Carmen. — Carmen dirigiert das Küchenmädel und alles vollzieht sich fehlerlos. Suppe mit Olivenöl, verlorene Eier aus Olivenöl, Gemüse und Salat, Fisch und Fleisch, alles in Öl schwimmend. Ich esse tapfer, denn man ist machtlos vor so viel Dienstfertigkeit. Das Öl ist bitter wie der Tod, bald wird es unerträglich, ich streife vor dem Fleisch. „Keine Kaninchenfoteletts, Senorita?“ Fünf Minuten später kommt ein anderes Fleischgericht. „Kein Lammbraten, Senorita?“ — „Kein Fleisch mehr, ich danke sehr.“ — Nach vier Minuten kommt ein Beefsteak englisch, nach weiteren drei eine kalte Fleischplatte. Daß ich alles ablehne, erregt bekümmertes Nichtbegreifen. Nun ich beim Obst sitze, bieten mir die anderen Gäste nach Landesitte von ihrem Essen an, ehe sie beginnen. Ich danke und versuche, mit dem herrlichen Rotwein des Olgeschmacks Herr zu werden. Einen Liter hat man mir hingestellt; er gehört zur „Comida“, ist im Preis eingeschlossen wie Zimmer und Essen. Nach drei Gläsern fängt die Bitternis in meinem Munde an, sich aufzulösen, — mein Gleichgewicht ebenfalls. Ich sehe viele Köpfe, viele Bastenmützen über erdbräunen Gesichtern, sehe die Uniformen von Briefträger und Gendarm das Bild gesellschaftlich beleben, sehe die Tür fern hinter blauem Rauch und ohne Licht, wie ich sie erreichen soll. Glücklicherweise zwinat mich die Höflichkeitspflicht, vorläufig noch zu bleiben, denn Joaquín kommt mit einem Grammophon aus längst versunkenen Zeiten, — einem Kasten von 25 Zentimeter im Geviert, darüber ein mächtiger Schalltrichter. Dieses Instrument krächzt mir zu Ehren „Donna 6 mobile“, italienische Schule mit grohen crescendis und accelerandis. Nur manchmal geht der Platte die Luft aus. Dann dreht sie sich leer und quetscht, als habe jemand allzu scharf auf ihre Bremse getreten. Ich bin begeistert und alles strahlt, — „Donna 6 mobile“ wird wiederholt! Mich kann nur noch ein schwarzer Kaffee retten. „Con leche?“ Nein, schwarz, stark, viel. . . !

Später, — nach höflichen Grüßen und Wünschen für mein Wohlergehen, — verschwinden die Männer. Ich zünde Bleistift und Notizbuch: wo bin ich hier eigentlich? Da kommen die Frauen aus der Küche herüber, Carmen streitet mit ihrem Bruder, — sie hält mich für eine Französin. „Madre!“ ruft sie, „madre!“ Mutter Modrego kommt, rundlich und heiter, ihr ist es gleichgültig, ihr ist es auch recht, wenn ich Deutsche bin. „Alemania . . . Baviera . . . es ist ja sehr weit, nicht wahr, Senorita?“ Und Joaquín brüllt freudig dazwischen: „Viel weiter als Inglaterra!“ Carmen jagt ihn hinaus. Nun ist das Zimmer voll Frauen, alle sehen mir zu, sie lächeln mich an, in ihrer Neugier ist Wohlwollen, ich fühle es, wie rührend die Wärme mich umgibt, ganz ohne Bosheit oder Kritik. Ich muß auch lächeln und frage: „Nun?“ Und das wunderkafte Interview meines Lebens beginnt. Ich muß erzählen, ich muß aufstehen, mich zeigen in Länge und Breite, muß wie ein Mannequin durchs Zimmer schreiten, muß mein Alter in Zahlen aufschreiben, meinen Ring vom Finger ziehen und ihn reithum zeigen. Carmen streift ihn sich leuzend über. Diese einfachen Landfrauen, von denen manche nicht schreiben kann, taxieren Schmutz mit verblüffender Sicherheit. Sie selbst tragen billigen Tand und kehnen sich seitens nach Brillanten, wie alle Frauen des Südens, — da ist ihr Instinkt wach, da begreifen sie rasch. Inzwischen fragt man mich nach Bildern, von Deutschland, von meiner Mutter, von mir, von meinem Manne.

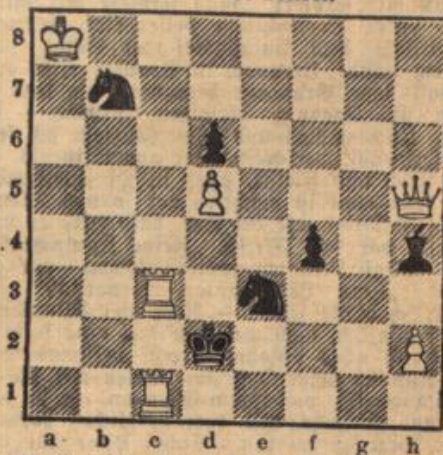
Schließlich begleitet mich alles die Treppe hinauf bis in mein waschblaues Zimmer. Mutter Modrego umarmt mich impulsiv und ruft: „Sie sind nach meinem Geschmack!“ Mir ist zu Mute wie einem Berliner Star nach erfolgreicher Premiere. Zweitausend Kilometer von der Heimat fühle ich mich im Rampenlicht der Weltbühne und bedanke mich namens der deutschen Frau, daß es ihr gelungen ist, der Gusto von Munjeres Españolas zu sein, von Spanierinnen, die — unverbildet, einfach und heralich — mich vergessen ließen, wie einsam ich hier draußen bin. Und daß ich Heimweh hatte.

Spiele und Rätsel

Schach

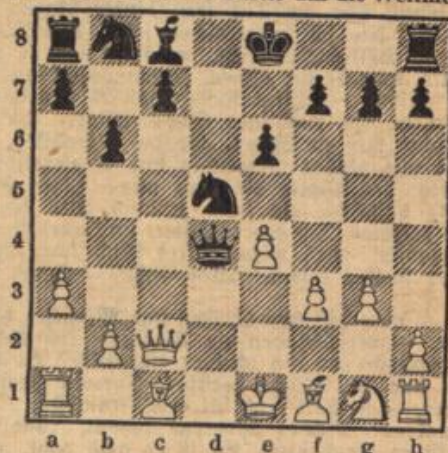
Bearbeitet von Gustav Mohr.

Nr. 7. J. Scheel.



Weiß: Ka8, Dh5, Tc1, c3, Bd5, h2.
Schwarz: Kd2, Lh4, Sb7, e3, Bd6, f4.
Matt in 3 Zügen.

Nr. 8. Stellung aus der 6. Partie um die Weltmeisterschaft.



Weiß (Bogoljubow): Ke1, Dc2, Ta1, h1, Lc1, f1, Sg1, Ba3, b2, e4, f3, g3, h2.
Schwarz (Dr. Aljechin): Ke8, Dd4, Ta8, h8, Lc8, Sb8, d5, Ba7, b6, c7, e6, f7, g7, h7.

Schwarz am Zuge.

Kritik am Kritiker. Die Zeitschrift des Niederländischen Schachbundes schreibt: „Schachspielen ist schwer“, mit diesen Worten schließt Meister Leonhardt einen Artikel in der Königsberger Allgemeinen Zeitung, worin er die sechste Partie des Zweikampfes zwischen Bogoljubow und Dr. Aljechin behandelt. Nach dem 11. Zug war obenstehende Stellung entstanden. Hier schreibt Leonhardt: „Weiß (Bogoljubow) hatte sich zu einem inkorrekten Opfer des d-Bauern verleiten lassen, in der Erwartung, daß Schwarz nun nicht 11. ... Se3 spielen würde, weil dann nach 12. Dd3 der Springer e3 verloren gegangen wäre. Dr. Aljechin ließ sich diese Fehlleistung suggerieren, spielte 11. ... Se7 und verlor schließlich die Partie. Schwarz würde aber in Wirklichkeit mit 11. ... Se3 in Vorteil gekommen sein, denn nach 12. Dd3—Dxd3, 13. Lxd3—a6, 14. Lxa6—Sc2+, 15. Kd1—Sxa1, 16. Lb7—Kd7, 17. La8—Sa6!, 18. Lb7—Sc5 würde Schwarz bei besserer Stellung seine Figur zurückgewonnen haben. Schachspielen scheint schwer zu sein.“ Obige Analyse zeigt wieder einmal wie viele Weltmeisterschaften die Schachgemeinde zählt. Bevor man eine solche Kritik an einer Partie um die Weltmeister-

schaft übt, muß man sich erst wohl hundertmal von der Richtigkeit dieser Kritik überzeugt haben. Obenstehende Analyse macht aber schon auf den ersten Blick den Eindruck von Oberflächlichkeit und Ungenauigkeit. Eine gründliche Untersuchung bringt gewiß noch eine größere Zahl von Unrichtigkeiten zu Tag. Die größte ist wohl die, daß in der Schlußstellung Schwarz glatt verloren ist. 19. b4—Sxb7, 20. Lb2—Sb3, 21. Kc2 usw. Mit andern Worten: Leonhardt hat nur etwas niedergeschrieben und dadurch bei seinem Leserkreis (der um so größer ist, als das bekannte Wochenblatt „Denken und Raten“ seine Analyse übernahm) den Eindruck erweckt, daß die Weltmeister nur etwas zusammenpfuschen. Nur wenige seiner Leser finden später die Berichtigung, die meistens frühestens nach einigen Wochen veröffentlicht wird. Es ist nicht ausgeschlossen, daß in ähnlichen Fällen ein Berufsschachspieler durch oberflächliche Betrachtungen von wenig sachverständigen Kritikern ernstlich benachteiligt wird. Es erscheint empfehlenswert, wenn in schwierigen Fällen die Kritiker sich weniger bestimmt äußern. Schachspielen ist schwer selbst für den Kritiker!

Partie Nr. 3. Gespielt im Turnier zu Barcelona 1929.

Englisch. Weiß: Capablanca, Schwarz: Colle.

1. c4—Sf6, 2. Sf3—c5, 3. Sc3—Sc6; nach diesem Zug kommt Weiß in Vorteil. 4. d4!—cxd4, 5. Sxd4—Sxd4?, schlecht. 6. Dxd4—g6, 7. e4—d6, 8. Le3—Lg7, 9. f3—Da5. Rochade besser als zweckloser Damenausfall. 10. Dd2—a6, 11. Le2—Le6, 12. Tc1—Tc8, 13. b3—Sd7, 14. 0-0—0-0, 15. Sd5—Dd8, 16. Db4—Lxd5, 17. cxd5—Txc1, 18. Txc1—Db8, 19. Dc4—Lb2, 20. Tc2—Lf6, 21. f4—Td8, 22. Dc7—Da8. Nach dem Damenausfall würde Schwarz schnell verlieren. 23. Lg4—Sc5, 24. e5!—g7, 25. Dxe7—h5, 26. e6—h×g4, 27. e×f7+—Kh7, 28. Dh4+—Lh6, 29. f5—g5, 30. L×g5—Kg7, 31. Dh6+, aufgegeben.

Lösungen: Nr. 98. 1. Dc5+—dxc5, 2. Sd2+. Nr. 99. 1. Dd6—Ld6+, 2. Sa5++; 1. ... Dxd6, 2. Sf2++.

Rätsel

Bilder-Rätsel.



Die Auflösung ergibt ein bekanntes Wortspiel.

Kapsel-Rätsel.

Im warmen Süden wieg' ich meinen Wipfel,
In Indien, in Afrika, Orient;
Doch strecke ich mich hin am Bergespitze,
Wenn man mir Kopf und Bein abtrennt.

„Ein Zeichen fort ...“

Was Anlaß stets zum
Zank und Streiten gibt —
Ein Zeichen fort — im
Kartenspiel beliebt!

Die Namen der zehn ersten Einsender sämtlicher Rätsellösungen werden in dem nächsten Unterhaltungsblatt veröffentlicht.

Auflösung der Rätsel in Nr. 15.

Rätselhafte Inschrift: Was du nicht willst, das man dir tut, das füge keinem andern zu! — Kreuz-Rätsel: Wagerrecht: 1. Rosine, 2. Steppe; senkrecht: 1. Reseda, 2. Krippe. — Verhängnisvoll: Eingeweicht, eingeweicht.

Richtige Lösungen sandten ein: Eilfriedrich Dürr, A. Hora, Christa v. Jerin, A. Lowenz, sämtlich aus Wiesbaden.